

## IN DER KRITIK Silvesterkonzert in der Glocke

VON GERD KLINGEBERG

Gedeckte Klangfarben mit melancholischem Einschlag gründen leise und in sehr verhaltener Taktfolge. Jedoch nur so lange, bis sich die gewaltige, von den Posaunen angestimmte und von wild wirbelnden Streicherfiguren untermalte Themenmelodie mit geradezu epischer Wucht daraus hervorhebt. Sie wird – ungeachtet anderer, teils ungestüm quirliger Motive – auch weiterhin dominant bleiben in Richard Wagners Tannhäuser-Ouvertüre. Eine gehörige Portion Schwulst, ein Schwellen in opulenten Harmonien prägt den Beginn des Silvesterkonzerts, das im Großen Saal der Glocke vom Orchester des Theaters für Niedersachsen unter dem energischen Dirigat von Florian Ziemann präsentiert wird. Mit dem Violinkonzert von Felix Mendelssohn Bartholdy werden indes kontrastierend andere Töne angeschlagen. Luftig leicht, aber mit reichlich Impulsivität spielt Geigerin Chouchane Siranossian den anspruchsvollen Solopart. Bei den ersten Takten stören noch ihre allzu deutlichen Lagewechsel, dann ist sie drin im Spielfluss, der im recht forsch angegangenen Kopfsatz von einer ungemein spannungssensitiven, virtuos dargebotenen Solokadenz gekrönt wird. Trotz straffer Tempi wirkt der gefühlvoll gestaltete Andante-Mittelsatz wie ein schwereloses, bezaubernd inniges Poem. Presto-spritzig folgt das Finale, bei dem sich das Orchester bisweilen arg sputen muss, um beim stürmischen Vorwärtsdrängen der Solistin mitzuhalten. Für tosenden Beifall bedankt sich die Violinistin mit einer spektakulären Solo-Caprice von Pietro Locatelli.

Ungewohnt sportliche, quasi silvester-taugliche Metren wählt Ziemann auch für Ludwig van Beethovens Sinfonie Nr. 5 c-Moll: Die anfängliche Düsternis, die dem Werk mit dem schicksalhaft pochenden 4-Ton-Kopfmotiv üblicherweise zugeschrieben wird, wird zur mitreißend aufregenden Turbulenz, die bereits von Beginn an eher beschwingt als aggressiv nach überschäumendem Jubel strebt. Das schon unruhige Andante ist allenfalls Episode; der 3. Satz, bei dem etwa die tiefen Streicher mit einem rasanten Einsatz brillieren, wird zur ebenso detailliert wie effektiv ausgestalteten Vorbereitung des enthusiastisch-fulminanten Finalsatzes.

Ein triumphales musikalisches Feuerwerk, wie es prächtiger kaum sein kann! In den Zugaben bringt Elgars „Nimrod“ (aus „Enigma“) einen klagschönen Wehmuts-Touch, die Tritsch-Tratsch-Polka von Johann Strauss sorgt für beschwingte Jahreswechsel-Stimmung.

## WAGNER-INSZENATOR

### Opernregisseur Kupfer tot

Berlin. Harry Kupfer, einer der angesehensten Opernregisseure Deutschlands, ist mit 84 Jahren gestorben. Er starb am Montag in Berlin, wie seine Agentur Arsis am Dienstag in Wien mitteilte. Kupfer, der 1981 bis 2002 Chefregisseur an der Komischen Oper Berlin war, hatte mit seinen Inszenierungen unter anderem bei den Wagner-Festspielen in Bayreuth großen Erfolg. Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) sagte, mit seinen Inszenierungen habe Kupfer „sowohl in der ostdeutschen als auch später in der westdeutschen Opernlandschaft Maßstäbe“ gesetzt. Er werde als „leiser Grenzgänger“ in Erinnerung bleiben. DPA

## KARIKATURIST

### Rainer Bach gestorben

Chemnitz. Der Chemnitzer Karikaturist und Cartoonist Rainer Bach ist tot. Der Künstler starb an Silvester im Alter von 73 Jahren nach einer langen Krankheit, wie seine Tochter am Mittwoch in Chemnitz sagte. Der 1946 in Freital geborene Künstler war von 1979 an auf nationalen und internationalen Cartoonfestivals präsent. Bach veröffentlichte freiberuflich Karikaturen im Satiremagazin Eulenspiegel. Auch für die „Freie Presse“ zeichnete der Karikaturist. 2015 nahm ein Kosmonaut eine Zeichnung Bachs mit zur Internationalen Raumstation ISS ins Weltall. DPA

## ZUM JUBILÄUM

### Barlach-Schau neu gestaltet

Güstrow. Ernst Barlach (1870-1938) ist einer der Künstler, die die Bildhauerszene des 20. Jahrhunderts geprägt haben. Im Jubiläumsjahr anlässlich seines 150. Geburtstags an diesem Donnerstag will die Ernst-Barlach-Stiftung im mecklenburgischen Güstrow die 20 Jahre alte Dauerausstellung im dortigen Atelierhaus neu gestalten. Das Atelier ist als einer der wenigen Orte erhalten geblieben, in denen Barlach (1870-1938) gearbeitet hat. Dort entstanden ab 1931 seine Spätwerke. DPA

REDAKTION KULTUR  
Telefon 0421/36 7138 50  
Mail: kultur@weser-kurier.de

## Die Gala „Pariser Leben“ verabschiedet am Theater Bremen das alte Jahr, hätte aber munterer sein können

VON IRIS HETSCHER

Bremen. Der Mini-Eiffelturm leuchtet schon beinahe unverschämte pink, wie er so dasteht im Sand des Manegen-Halbrunds. Überhaupt ist hier vieles sehr rosa, rot, lila. Die Hemden der Männer, die Blusen und Kleider der Damen, die Show-Treppe, die mitten durchs Orchester führt. Sogar der Besen, mit dem Bariton Stephen Clark zur „Barcarole“ aus „Hoffmanns Erzählungen“ von Jacques Offenbach akribisch den Boden fegt. Der Boden glitzert auch, aber golden.

Alles ganz schön glamourös hier im Theater Bremen, Ausstatterin Nicole Nowak lässt es glitzern, dass es eine Lust ist. Das passt auf jeden Fall zu einer Premiere an Silvester; die obligatorische Sektklaunigkeit strahlt so schon rein optisch auf die Vorstellungen im neuen Jahr(zehnt) aus. Musikalisch hält „Pariser Leben“, die neue Gala des Theaters, dieses Versprechen allerdings nicht durchgängig; das Funkeln und der überbordende Witz der Vorgänger-Silvester-Gala „Evviva“ stellen sich zu selten ein.

Statt Italien ist also dieses Mal Paris dran, erkundet werden soll erneut ein an einen Ort gebundenes, zum Mythos mutiertes Lebensgefühl. Paris, klarer Fall, ist gleich Liebe, Bohémiens, Mode, Chic und Charme. Zwei musikalisch unterschiedlich gelagerte Hälften sollen das umreißen, wobei die zweite, mit Werken von George Gershwin, Cole Porter und Chansons von Edith Piaf, deutlich besser funktioniert als die erste, in der es Ausschnitte aus Opern und Operetten zu hören gibt.

### Augenzinkernde Leichtigkeit

„I Got Rhythm“, mit verruchtem Charme von Altistin Ulrike Mayer gesungen, gerät dabei zu einem der Höhepunkte. Auch Stephen Clarks „Embraceable You“ und sein gemeinsam mit Mima Millo vorgetragenes, verschmitztes „Let's Do It (Let's Fall In Love)“ zaubern die augenzinkernde Leichtigkeit des „Great American Songbook“ auf die Bühne. Diese Lieder wirken mit ihren zart angedeuteten Frivolitäten im aktuellen Zeitalter verbaler Dauer-Grobheiten einmal mehr wie Preziosen. Das gilt sowieso für Chanson-Klassiker wie „La vie en rose“ mit Sopranistin Patricia Andress in Hochform.

Warum bei einem Abend, der „Pariser Leben“ heißt, außer diesem nur noch ein weiteres Chanson („Je ne regrette rien“) auf dem Programm steht, erschließt sich nicht so recht und bleibt das Geheimnis von Dramaturgie (Brigitte Heusinger) und Regie (Lennart Hantke). Etwas mehr Frankreich hätte es schon sein können; nicht nur in der Videoprojektion im Bühnenhintergrund mit Filmen aus dem alten Paris. Die illustrieren auch Gershwins Orchesterstück „An American in Paris“,



Eine „lustige Witwe“ kommt nicht allein: Patricia Andress inmitten des Chors, rechts ist Stephen Clark zu sehen.

FOTO: JÖRG LANDSBERG

das die Bremer Philharmoniker unter Leitung von Hartmut Keil im langsamen Mittelteil allerdings erstaunlich schwerfällig angehen. Das Finale lässt Keil dann eher wie einen Marsch spielen, da groovt nicht allzu viel. Wer die Philharmoniker je bei ihren Saison-Finale-Konzerten erlebt hat, weiß, dass die Musikerinnen und Musiker das erheblich besser draufhaben.

Nicht so recht in Schwung kommt auch die gesamte erste Hälfte. Die will mehr sein als die Nummernrevue des zweiten Teils, bei der die Regie die Sängerinnen und Sänger simpel auf Barhockern platziert. Für die Opern- und

Operettenschnitte gibt es eine kleine Rahmenhandlung rund um einen Caféhaustisch mit zwei Stühlen. Zwei Paare verwirren sich in Begehren, Eifersüchteleien, Versöhnung. Trotzdem bleibt es bei einer Abfolge von Nummern, die durch Zugaben wie einen Blumenstrauß hier oder ein Baguette dort dann doch etwas zu einfalllos geklammert ist. Es fehlt an eleganten Übergängen.

Das Sänger-Ensemble und der wie immer gut aufgelegte Chor können das teilweise wettmachen, mit der schon erwähnten „Barcarole“ mit Ulrike Mayer und Mima Millo beispielsweise oder mit Patricia Andress und Te-

nor Luis Olivares Sandoval, die eine lustige Show aus dem Auftrittslied der Hannah aus Franz Léhars „Die lustige Witwe“ kreieren. Nicht fehlen darf natürlich Puccinis „La Bohème“, die italienische Oper über die Künstlerzene der französischen Hauptstadt. Das Quartett „Addio dolce svegliare alla mattina“ beendet die erste Hälfte der Gala mit dem Esprit, den diese ansonsten zu oft vermissen ließ. Viel Schlussapplaus fürs Ensemble.

Die nächsten Termine: 10., 25. Januar, 19.30 Uhr; 9. Februar, 18 Uhr; 28. Februar, 17. März, 11. April, jeweils 19.30 Uhr.



## BÜCHER IM GESPRÄCH



### Schreckensbilder bei Cartarescu

Irritierendes Erlebnis

Wer schon immer etwas über das Innenleben Bukarester Vorstadtschulen in der Vorwendzeit wissen wollte, der wird jetzt bei Mircea Cartarescu fündig. In seinem gerade auf Deutsch erschienenen Roman „Solenoid“ berichtet Cartarescu als ich-erzählender Lehrer. Es geht um schmutzige Schüler aus elenden Familienverhältnissen und um den oft brutalen Lehrkörper, die permanente Überforderung einiger Lehrer und die erotische Anziehungskraft mancher Lehrerinnen.

Die Schilderungen erscheinen als Anknüpfungspunkte an ein Universum des Unbehagens, das sich im Verlauf des Buches entfaltet. Alpträume und verstörende Schreckensbilder reißen sich aneinander. So wirkt „Solenoid“ über weite Strecken, als habe Cartarescu die imaginäre Welt einer düsteren Grafic Novel verschriftlicht. „Solenoid“ ist weit entfernt von der relativen Zugänglichkeit, wie sie etwa Cartarescus Erzählungsband „Warum wir die Frauen lieben“ bietet. Dennoch geht von diesem fiebrigen Opus eine seltsame Faszination aus. Die Magnetspule – so die eigentliche deutsche Übersetzung des Titels „Solenoid“ aus dem Rumänischen – zieht hartnäckige Leser quasi magnetisch in den Roman.

Der Übersetzer Ernest Wichner stand mit „Solenoid“ zweifellos vor einer Mammutaufgabe. Umso mehr hätte man dem Buch ein kritisches Lektorat gewünscht. Falsche Pronomen wie „Das Mädchen fuhr mit ihrem Verbandsmüll und ihrem Schicksal ... in die Ferien“ sind leider kein Einzelfall. Irritierend wird es, wenn die Lehrer ständig einen „Katalog“ durch die Schule tragen – und ärgerlich, wenn man dann recherchiert, dass der rumänische „catalog scolar“ auf Deutsch einfach ein „Klassenbuch“ ist. ROLAND SIEGLOFF

Mircea Cartarescu: Solenoid. Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Hanser, München. 912 Seiten, 36 €.

### Alles gerät aus dem Lot

Ketty Mars lässt das Grauen in eine Familie einbrechen

Emanuelas Welt ist geprägt von Zahlen. Sie leitet eine Bankfiliale in der haitianischen Hauptstadt Port-au-Prince, muss korrekt gegenüber ihren Kunden sein, pünktlich anfangen, sich adrett kleiden. Eine Karrierefrau, bei der alles geordnet ist. Das wäre die Schublade, die sich jetzt öffnen müsste. Doch man kann sie gleich wieder schließen. Denn wenn Emanuela nach Hause fährt, sieht es ganz anders aus: Sie trauert immer noch um ihren Mann André, das Verhältnis zu ihrem Sohn Alain trübt sich ein. Und dann hängt eines Abends ihr Lieblingsbild ohne ersichtlichen Grund schief an der Wand. Schon bald wird in ihrer Welt so einiges aus dem Lot geraten sein.

„Der Engel des Patriarchen“ heißt das neue Buch der haitianischen Schriftstellerin Ketty Mars, die 2015 bei Bremens Festival für grenzüberschreitende Literatur, Globale, zu Gast war. Mars, die in ihren Büchern stets die politischen und gesellschaftlichen Umbrüche



Ketty Mars lässt Voodoo auf Jesus treffen.

FOTO: STÉPHANE HASKELL/FREI

ihrer Heimat thematisiert, hat sich dieses Mal von ihrer eigenen Familiengeschichte inspirieren lassen, in der eine Voodooopriesterin vorkommt.

Und so erzählt sie die Geschichte des bösen Engels Ivo. Dem hat der Großvater Emanuelas, der Patriarch, einst den Enkel Jacquot als Opfer versprochen. Im Gegenzug sollte die Familie von Reichtum, Macht, Ansehen profitieren, ein bisschen Faust auf Kreolisch also. Der Großvater hielt sich nicht an den Pakt, nun fordert der Engel von Emanuela, ihrem Sohn, ihrer „Couz“, den genannten älteren Cousin und überhaupt der ganzen weitverzweigten Familie den längst fälligen Blutzoll.

Das Grauen dringt in die Familie Emanuelas ein wie Gift, das langsam, aber verheerend wirkt. Es wütet nicht nur auf Haiti, sondern auch in Südfrankreich und in den USA, befallt drei Generationen, vom Großvater bis zu 17-jährigen Zwillingen, quer durch alle sozialen Schichten. Ketty Mars beschreibt all dies in ihrer saftigen, sinnlichen Sprache, die man fast zu riechen meint. Genauso schildert sie auch Emanuelas Reise in ihre eigene Spiritualität, in der sich christliche und haitianische Riten vermengen. Durch diese Selbsterkundung versucht Emanuela zu verstehen, was um sie herum geschieht. Die Grenzen zwischen Bewusstem und Unbewusstem verschieben sich zusehends in dem Roman, der an die Tradition des Magischen Realismus anknüpft, aber auch starke Elemente des Thrillers und des Schauerromans enthält.

„Der Engel des Patriarchen“ ist dabei, wie die anderen Bücher der Autorin, auch ein Porträt ihrer Heimat. In Haiti, so hat Ketty Mars in einem Interview gesagt, müsse die junge Generation ausbaden, was die Vorgängergenerationen an Chaos, Korruption und Gewalt angerichtet hätten. Der Engel Ivo ist noch nicht satt. IRIS HETSCHER

Ketty Mars: Der Engel des Patriarchen. A. d. Frz. v. Ingeborg Schmutte. Literadukt, Trier. 252 Seiten, 13 €.

### Meine Götter, deine Götter

Ein Essay über Intoleranz

Der Literaturwissenschaftler und Shakespeare-Experte Stephen Greenblatt ist durch zwei seiner Bücher populär geworden. „Will in der Welt“ spürt den Einflüssen nach, die die elisabethanische Ära auf das Werk des Dramatikers hatte, ausgehend vom New Historicism, der literarische Werke in ihrem Entstehungskontext betrachtet. In „Der Tyrann“ untersucht Greenblatt Shakespeares Herrscherfiguren und vergleicht deren Charakterzüge mit denen heutiger Autokraten.

Nun ist im Göttinger Wallsteinverlag der Essay „Die Erfindung der Intoleranz“ erschienen; der 76-Jährige holt weit aus und nimmt den Leser zunächst mit zurück ins alte Rom mit seinen vielen Göttern. Eroberten die Römer ein Gebiet, verlebten sie sich dessen religiöse Kulte ein und akzeptierten diese. Das ging solange gut, so Greenblatt, bis das Christentum mit seinem Anspruch, den einzig wahren Gott anzubeten, an Einfluss gewann. Auch den Christen gegenüber rang sich Rom zu Toleranz durch, gewährte Religionsfreiheit. Doch für die Christen waren umgekehrt alle anderen Heiden – wer sich nicht missionieren ließ, galt als „Unkraut“, vor dem der „Weizen“ bewahrt werden musste. Greenblatt zeichnet den über Jahrhunderte auf gnadenlose Unterdrückung aller Andersdenkenden setzenden Anspruch des Christentums in seiner brillanten Analyse nach. Im Terror der Inquisition fand dieser Anspruch seinen fürchterlichsten Ausdruck, bis in der Renaissance der Skeptizismus zunahm, aber auch das Altertum neu bewertet wurde. Ein Ende der religiösen Intoleranz bedeutete das nicht. Sie ist bis heute, mal stärker, mal schwächer ausgeprägt, längst nicht mehr auf das Christentum beschränkt. Und der größte Hemmschuh für gesellschaftlichen Fortschritt. IRIS HETSCHER

Stephen Greenblatt: Die Erfindung der Intoleranz. A. d. Engl. v. Tobias Roth. Wallstein, Göttingen. 144 Seiten, 12 €.